

Sechszwanzig Männer und eine Kackebobe

Erst bei unserem dritten Ausflug hatten wir Erfolg. Wir waren inzwischen ein gutes Stück weiter gesegelt, als der Ausguck ein Feuer entdeckte. Ein solches Feuer wird manchmal angezündet, um den vorbeifahrenden Schiffen anzuzeigen, dass man Ware anzubieten hat. Unser Kapitän ließ das Boot mit den Tauschartikeln beladen, holte die Gewehre und bestimmte einige Männer, die mit ihm in die Nähe des Strandes ruderten. Er wollte diesmal selbst fahren und Momme sollte ihn begleiten. Dabei sah er uns an, als würde er uns nicht trauen, als müsse er immer einen von uns in seiner Nähe haben.

Mir war es Recht. Ich blieb mit Erik van Leyden, dem Matrosen mit den drei Fingern an der rechten Hand, zurück und beobachtete, wie der Kapitän sich dem Ufer näherte. Bald umkreisten ihn die afrikanischen Kanus. Der Kapitän ließ zwei Leute auf sein Boot, und da sie offensichtlich mit den Tauschartikeln zufrieden waren, gaben sie ein Zeichen und weitere Kanus kamen, auf denen die Sklaven waren.

„Jetzt beginnt ein großer Spaß!“, erklärte Erik und lächelte.

„Wieso Spaß?“

„Nun, zunächst sieht der Kapitän sich die Sklaven an und legt einen Preis fest. Ein gesunder männlicher Sklave kostet etwa einhundert holländische Gulden. Die Weiber und die jungen Burschen von vielleicht zwölf oder dreizehn Jahren haben einen Wert von sechzig oder siebzig Gulden, während eine Kackebobe ...“

„Eine was?“, unterbrach ich Erik.

„Kackebobe – so nennt man eine junge Frau, die noch nicht Mutter gewesen ist; nun, so eine Sklavin hat einen Wert von einhundertzwanzig oder sogar einhundertvierzig holländischen Gulden. – Ja, und dann wird auf Biegen und Brechen gefeilscht. Die Verkäufer wollen immer noch ein Stück Stoff oder ein Messer als Zugabe, während der Kapitän versucht, den Wert nicht über neunzig Gulden steigen zu lassen. Bis zum Abschluss des Handels gibt es viel Streit, Fluchen und Lärm, zumal die Wortführer sich immer wieder mit ihren Gefährten in den Kanus verständigen müssen. Am Ende sind meistens alle zufrieden. Und da der Kapitän während des Feilschens viel Brandwein ausgeschenkt hat, rudern sie betrunken und mit viel Hallo zum Strand zurück.“

Mir war unwohl bei dem Gedanken. Ich schaute zum Strand, ging dann auf die andere Seite unseres Schiffes und versuchte, mich abzulenken. Ich dachte daran, dass der Kapitän nach Dakar segeln wollte, um die Mannschaft für die

Überfahrt nach Amerika zu vervollständigen. Spätestens dort wollten Momme und ich uns von diesem Schiff verabschieden.

Als der Kapitän zurückkam, stand die Sonne schon tief. Man hatte Sklaven dabei, die nun an Bord gebracht wurden – sechszwanzig Männer und eine Kackebobe. Der Kapitän rief es dem Bootsmann zu, damit er die Medizin holte und die Verschläge öffnete. Ich wandte mich ab und wollte gerade zum Achterdeck gehen, als der Schrei einer Frau mich erschütterte.

„Claas! – Mein Gott, Claas!!!“ – Erschrocken blieb ich stehen, drehte mich um und konnte es kaum fassen. Es gab keinen Zweifel, sie war es wirklich: Kanya, meine Freundin aus dem Dorf in der Savanne. Sie hatte sich inzwischen zu einer jungen Frau entwickelt, war groß und schlank, und, trotz der Fesseln an ihren Handgelenken, unglaublich schön. – Und in diesem Moment wusste ich, warum ich hier war, warum ich all die Jahre an Afrika und den Schatz von Ayoffé denken musste: Es war nicht das Gold aus dem gestrandeten Schiff, was mich interessierte, es war das afrikanische Mädchen, an das ich immer denken musste; es war Kanya, die mich in ihrer Welt beschützt hatte, die mich mit ihrem Ruf – 'Palungi, Claas, Palungi' – vor Gefahren gewarnt und oft mein Leben gerettet hatte. Und nun stand sie vor mir, angekettet und mit Eisen an den Handgelenken.

„Claas“, stammelte sie noch einmal und sah mich staunend an. Dann senkte sie den Kopf. Tränen liefen über ihre Wangen und ich wusste, dass ihr gerade bewusst geworden war, dass ich auf einem Sklavenschiff arbeitete. Sicher würde sie denken, dass ich ein Sklavenhändler bin. Ich wollte etwas sagen, aber der Bootsmann schob mich zur Seite.

„Geh aus dem Weg“, schimpfte er. Hilflos sah ich zu, wie er den Becher füllte.

„Trink!“, herrschte er Kanya an. – Gehorsam schluckte sie die übel riechende Flüssigkeit und erbrach sich. Dann ging er weiter, gab auch den Männern von dieser Flüssigkeit, bis überall auf dem Deck Erbrochenes lag und es erbärmlich zu stinken begann.

Peitschen knallten. Man schöpfte Seewasser aus dem Meer und goss es über die Planken. Mit Schrubbern mussten einige Afrikaner das Deck reinigen, wobei die Matrosen fluchten und immer wieder mit Stöcken prügeln.

Erik van Layden stand jetzt neben Kanya. Er löste ihre Fesseln, packte sie am Arm und brachte sie zum Verschlag der Frauen. Andere Matrosen kamen, zerrten an den Eisenketten der Männer, zogen, schubsten und traten sie, bis man sie alle in den viel zu engen Verschlag gesperrt hatte. Ich war wie erstarrt, stand noch immer da und wusste nicht, was ich tun sollte.

Dann hörte ich die Befehle des Kapitäns. Momme eilte zum Ruder und einige Matrosen stiegen in die Wanten. Wenig später standen die Segel im Wind. Eine frische Brise brachte das Schiff in Fahrt und schob uns in Richtung Süden.